

Laudatio

Zweieinhalbhundert Texte, exakt: 251, wurden heuer zum Marianne von Willemer-Preis eingereicht. Die Jury, bestehend aus Petra Maria Dallinger, Eugenie Kain und mir, hat sie gelesen, und zwar in anonymisierter Form. Bei einer solchen Zahl an Einsendungen ist es schon erstaunlich, wenn am Ende in kaum einer halben Stunde jene vier Texte genannt werden können, welche die Jurorinnen ausgezeichnet finden und ausgezeichnet sehen möchten.

Nicht, dass uns nicht auch andere gut gefallen hätten – das waren viele und sehr verschiedene –, aber die völlige Einstimmigkeit unserer Wahl fanden wir dann doch sehr fein. Irren kann man freilich auch zu dritt, und literaturkritische Urteile werden bekanntlich nicht für die Ewigkeit gefällt. Aber wenn wir uns alle von dem authentischen Sujet, der sprachlichen Intelligenz oder dem poetischen Esprit dieser vier kurzen Prosastücke beeindrucken ließen, so stehen die Chancen ganz gut, dass auch andere Leserinnen und Leser, Zuhörerinnen und Zuhörer, Interesse und Vergnügen an ihnen finden. Und das wollen wir Ihnen fürs Kommende jedenfalls wünschen.

Der Marianne von Willemer-Preis also geht an einen Text – es war Nummer 142 – mit dem Titel „Bitte deutsch“, was Sie möglicherweise eigenartig oder sogar recht befremdlich finden mögen. Geht es darum, die Muttersprache oder womöglich sogar das Vaterland vor nicht-deutschen Einflüssen, vor nicht-deutscher Zuwanderung zu bewahren? Mitnichten. – *Ein* Reiz dieses Textes besteht nämlich darin, dass der Titel Sie hier auf eine ganz falsche Spur setzt und, ganz am Ende, listig mit dem Unerwarteten überrascht. Das bringt mich natürlich in eine schwierige Situation: Würde ich Ihnen verraten, worauf sich das „Bitte deutsch“ tatsächlich bezieht, so hätte ich diese Pointe des Textes vorweggenommen und damit gekillt. Soviel kann ich aber verraten: Es handelt sich um ein Treffen zwischen zwei Jugendlichen. Curry heißt sie, wegen ihres Haares, das einmal gelb gefärbt war; Joe heißt er. Sie gefallen einander ganz gut und reden da auf der Straße, Hände in den Jackentaschen. In die Bar können sie nämlich nicht gehen, weil Curry erst am nächsten Tag den achtzehnten Geburtstag hat. Und so salopp das daherkommt, was die beiden reden – es geht schließlich um Wahrnehmung und Behinderung, eigentlich aber um die Behinderung der Wahrnehmung. Zwölf kurze Szenen werden heruntergezählt, das wirkt zuerst ganz beiläufig, stellt sich dann aber als unterschwelliger countdown heraus, dessen Spannung zunimmt und der, wie gesagt, am Ende eine Rakete zün-

det, die in unsere unbelichteten Wahrnehmungsübereinkünfte hineinfährt, sie erhellt und uns auf listige Weise heimleuchtet. – Nach der Wahl der Jury wurde die Verfasserin geoutet: Christine Vigl, erst 21 Jahre alt, Germanistikstudentin aus Innsbruck, mit ersten Schreibproben, die durchaus bemerkt wurden, und einer offenbar sehr starken Ambition, einerseits dem Leben durch Schreiben beizukommen, andererseits aber auch, für dieses Schreiben formal triftige, ästhetisch einleuchtende Lösungen zu finden. Wir freuen uns sehr und gratulieren zu einem Text, der aus einem Alltagsszenario auf beiläufige und unaufdringliche Weise ganz profunde Frage nach Kommunikation und Erkenntnis entwickelt. Er zeichnet sich durch genaue Beobachtungsgabe und sprachliche Raffinesse aus; unseren Blick auf die Welt erweitert er um ein linguistisches und soziales Aha-Erlebnis. Für diese Qualität als gewitzter eye-opener wird „Bitte deutsch“ mit dem Marianne von Willemer-Preis geehrt.

Die Marianne von Willemer-Preisstatuten erlauben es uns, Ihnen zwei weitere Texte vorzustellen, denen wir jede Menge Leser und Leserinnen und deren Autorinnen wir viele weitere Möglichkeiten wünschen, ihre Erfahrungen und Erinnerungen zu veröffentlichen. Der erste – Nummer 12 – ist ein Auszug aus dem Buch „Uns hat es nicht geben sollen“ von 2004, in dem Rosa Gitta Mattl, zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Tochter, das Gedächtnis einer Sinti-familie festhält – oder vielmehr dieses Gedächtnis IST. Erzählt wird an dieser Stelle von dem Vater, Arthur Schneeberger, der nach dem Holocaust mit seiner nun kleinen Familie in der Barackensiedlung an der Linzer Hafenstraße ein, wie es heißt, „zweites Leben“ anfangen kann. Auf das liebevolle Porträt eines großzügigen Patriarchen, der natürlich auch patriarchentypisch grob werden kann, folgt die Erinnerung an einen kleinen Halbbruder, der nach dem tragischen Tod seiner Mutter in die Familie aufgenommen und bis zu seinem frühen Tod versorgt wird. In aller Kürze stellt dieses liebevolle Andenken an zwei Lebensmenschen aber auch Zusammenhänge mit der Vorgeschichte der Verfolgung, der Dezimierung der Familie in den Konzentrationslagern und den Spätfolgen mörderischer Diskriminierung her. Dies alles wird uns aber völlig unpathetisch und unsentimental mitgeteilt. Dieser schlichten Prosa geht es um Direktheit und Authentizität. Wir erfahren von dem Stolz und der Würde schwerer Leben; die Eindringlichkeit dieser Erinnerungen machen sie zu einem Erfahrungsschatz, der uns bereichert hat. Wir danken Rosa Gitta Mattl für die gewiss auch harte Arbeit des Erinnerns und Aufzeichnens. Seien Sie versichert, wie wichtig ein solches Gedächtnis für die Nachkommenden ist; wir wünschen uns, dass es seinen Platz im kollektiven Bewußtsein des heutigen Österreich findet und behält.

Die Autorin des nächsten Textes ist, wie wir nach der Juryentscheidung erfuhren, bereits Marianne von Willemer-Preisträgerin gewesen. Von „Brotberuf“ ist Henriette Sadler Standesbeamtin und hat als solche schon rund hundert Ehen geschlossen. Seit den neunziger Jahren hat sie zahlreiche literarische Beiträge veröffentlicht, darunter ein Libretto und ein Theaterstück, und ihre Arbeit ist bereits mehrfach gewürdigt worden. Vier Bücher hat sie vorgelegt, und der eingesandte Text – Nummer 35 – stammt aus dem 1996 erschienenen Band „Fruahliachd – Jahrbuch einer Vorstadtkindheit“. Das betreffende Kind ist ein „Lediges“ und wächst in Kleinmünchen bei der Großmutter auf. Die Textpassagen gedenken dieser Großmutter und ihrer Freundlichkeit und Fürsorge; sie gelten aber auch dem Lieblingsonkel Karl, dem Stahlarbeiter mit dem roten VW-Käfer, der zarten Urgroßmutter Anna, den Nachbarn in der Wohnstraße, den Einkaufsfahrten nach Linz. Und sie schließen mit dem Erwachsenwerden und dem Verlassen dieser Kindheitswelt, die keineswegs idyllisch erscheint, aber als intakt erfahren wird. Ohne Selbstmitleid werden harte Ausgangsbedingungen geschildert, die zu meistern sind und gemeistert werden – so wie die autobiographische Form des Textes. Dazu gehört auch die überzeugende Wiedergabe des Dialekts aus dem Mund der Großmutter. Hier wird weder verkitscht noch begönnet: Die Figurendarstellung überzeugt durch Aufrichtigkeit und Respekt. Was berichtet wird, ist ganz unspektakulär, aber eben deshalb könnte es einer jüngeren Generation sehr viel bedeuten, davon zu hören, wie es ist, nur zweimal im Jahr gebratene Hendlhaxn zu bekommen oder ein geliebtes Biedermeierkleid, an dessen Saum über Jahre hindurch angestückelt wird. Ohne den Zeigefinger zu heben oder Empathie zu lukrieren, lehrt „Fruahliachd“, was Armut, selbstverständlich getragene Armut ist – ein Zeugnis, auf das man gerade heute nicht verzichten kann.

Der Marianne von Willemer-Preis kennt eine „Unter-19“-Kategorie. In dieser Disziplin freuen wir uns über Text Nummer 133. Er stammt von Lucia Leidenfrost, die in Vöcklabruck in die Schule geht und gerade mal siebzehn Jahre, acht Monate und 21 Tage alt ist. Wir wollen die Autorin nicht zum Wunderkind hochjubeln, aber erstaunlich ist das schon: Was für eine präzise literarische Erzählform gefunden worden ist für einen Inhalt, den man vielleicht als Zitat beschreiben kann: Er „zitiert“ ganz große und gewichtige Sujets, Österreichs politische Vergangenheit, das Verhältnis von Tätern und Opfern, das österreichische Dorf und seine soziale Kontrolle, die Möglichkeit des Gedenkens – alles Themen, an denen sich die österreichische Nachkriegsliteratur tatsächlich abgearbeitet hat. In „hans warum“ gibt es eine unauffällige und ratlose Mittelpunktfigur, die unsicher und ungewiss auf alle diese Konstellationen schaut. Der Text bleibt ohne weltanschauliche Lehre, ohne Dogmatik und Anklage, ohne

Vorwurf und Protest. Aber eben deswegen ist er ein klarer und konsequenter Ausdruck für das Bewußtsein einer dritten oder vierten Generation, die ihre eigene Fassungslosigkeiten und Frag-würdigkeiten mit der hilflosen Isolation eines damaligen Durchschnittsmenschen fusioniert. Das geschieht in genauen Wiederholungsfiguren und einer sehr bewussten Simplität im Stil. Damit gelingt es dem Text, die Fragen, die dieser „hans warum“ sich stellt, schön langsam uns, den Lesern und Zuhörerinnen, zuzuschieben. Diese Gescheitheit und dieses Geschick deuten auf eine große Begabung, die, so wünsche ich es mir, entwickelt und nicht etwa im literarischen Betrieb zu früh verheizt werden möge. Liebe Lucia Leidenfrost, bestehen Sie also darauf, dass mit dieser literarischen Sensibilität sorgsam umgegangen und dass ihr Zeit gegeben wird.

Lassen Sie mich letztens noch ein paar kurze Worte sagen zu den 247 anderen Texten, die nicht preisgekrönt werden konnten und von denen uns, wie gesagt, auch zahlreiche andere gut gefallen haben, literarisch geglückte und kluge und witzige Gedichte und Prosa. Was uns allen aber auffiel, war die große Zahl von Berichten zu sehr schmerzlichen weiblichen Erfahrungen. Wir haben erschreckend oft vom Verlassen-, vom Missbraucht- und Geschlagenwerden gelesen. Diese Texte hatten oft eine authentische Wucht, der ein Literaturpreis nicht oder nicht mehr gerecht werden kann. Aus diesem Grund möchte ich mich beim Linzer Frauenausschuss und beim Frauenbüro bedanken, das auch dann zuständig ist, wenn es nicht mehr um Literatur geht. Zu Ihrer Arbeit gehört es, weibliches Selbstbewusstsein auf allen Gebieten zu organisieren, und wie nötig und verdienstvoll das ist, haben uns viele Einsendungen auf dramatische Weise gezeigt. Das Schreiben wiederum ist aber ganz gewiss eine besonders vielversprechende Möglichkeit, Selbst-Bewusstsein, Bewusstsein von sich selbst herzustellen. Die Namensgeberin dieses Preises, eine Frau mit einem wahrhaftig auch sehr harten Kindheitsschicksal, blieb ja als Autorin zeitlebens verdeckt, man hat ihr dieses Bewusstsein nur in der Nische des Intimen zugestanden. Mit der Öffentlichkeit dieses Preises soll ein Zeichen gegeben werden, nicht nur den ausgezeichneten Autorinnen, sondern allen, die schreibend Selbstvertrauen suchen. Ich möchte daher im Namen der Jury *allen* Einsenderinnen danken. Zu der überzeugenden Form aber, die sie für ihre Lebens- und Erzählinhalte gefunden haben, sei Christine Vigl und Rosa Gitta Martl, Henriette Sadler und Lucia Leidenfrost sehr herzlich gratuliert.